

# DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

## Melten fährt in die Kindheit / Von Theodor Riegler

„Ich verreise, Frau Kleins", sagte Heinz Melten zu seiner Mutter. „Es ist unbestimmt, wann ich wiederkomme. Wenn jemand nach mir fragen sollte, Sie wissen nichts. Post lassen Sie liegen."

Als der alternde Junggeselle im Zug sitzt, beginnt er vor sich hinzutreten. Der Bruder aus der Kleinstadt hat ihm geschrieben. Sechs volle Jahre ist Heinz Melten nicht zu Hause gewesen.

Er träumt vor sich hin und hört die Räder rattern, Geschlechter huschen schimmernd in seinen Traum, dunkle Bäume schatten vorüber. Aus dem Rattern der Räder werden Stimmen, sein Vater steht plötzlich in der Tür und spricht zu ihm, der alte Vater, der schon längst gestorben ist, dann ist es die Mutter, die in der Küche mit geräuschem Rad die Teller spült und irgend ein altes Lied singt. Funken fliegen durchs Fenster, heulend tobt der Zug über eine Brücke. Ein Knack schleudert ihn plötzlich nach. Spukhaft weiß leuchtet die Tafel einer Station.

„Krumpendort!" ruft der Schaffner.

Der alte Bahnhof ist wieder da. Melten steigt aus und geht mit den andern durch den kleinen Tunnel. Der Geruch im Wartesaal ist gelblich. Der Ober ist noch da mit dem schwarzen, geschweiften Schnurrbart. Aber der Ober erkennt ihn nicht, er erkennt ihn niemand. Melten geht durch die Halle auf die Straße. Zwei Chauffeure stehen neben ihren Wagen und gähnen. Die Straßen sind leer. Melten geht weiter, vorbei am Gompasium, gleich um die Ecke, denkt er, muß der Papstladen sein, in dem er seine Hefte gekauft hat. Namen fallen ihm ein, die er längst vergessen hat. Rizzibrücke, Heiliger-Geist-Platz, Mehlgrube. An dieser Haltestelle, gegenüber dem Lindwurmendenmal, hat immer der alte Oberst gewartet, der Sarembo. Und dort, in der Küche, ja, dort steht noch der kleine Fischer, dem ein Junge durch einen Steinwurf die Nase weggeschlagen hat.

Zimmer weiter geht Heinz Melten in die Vergangenheit. Traum und Wirklichkeit verschwimmen, aus dem Kosmos läßt sich nichts herausholen. Der alte Hopfgärtner tritt auf die Straße, der Latzlehrer, und geht nach Hause. Melten geht weiter. Die zweite Straße links muß die Hoffmannsgasse sein. Sein Bruder wohnt dort. Die Zimmer liegen im Erdgeschos. In der Wohnung ist Licht. Die Vorhänge bewegen sich, ein Schatten erscheint am Fenster und verschwindet. Vom Kreuzberg schlägt die Uhr. Einsam schwingt ihre Stimme über dem dunklen Land. Eine Kasse läuft über die Straße und glockt lautlos in ein Kellerloch.

Melten steht vor der Tür und zögert. Dann fährt er sich mühsam ein Herz und klingelt kurz und schlüchtern.

Eine alte Frau öffnet mit freundlichem Lächeln und schreit, als Melten seinen Namen nennt, eine große Freude zu empfinden. Sie läßt ihn etwas verwirrt im Vorzimmer stehen und klopfte an eine Tür. Herr Doktor, ruft die Frau bewegt, Herr Doktor, Ihr Herr Bruder ist da!

Da öffnet sich die Tür mit einem Knack, und der alte Bruder erscheint, ernst und würdevoll, die hellblonden Haare peinlich gescheitelt, auf der langen, geraden Nase eine Brille mit feinem Gestänge, wie ein Gelehrter steht der Bruder aus. „Na," sagt der Bruder, „seht ihr da!" Er räuspert sich und legt diesem fremden Herrn Melten, der aus der Großstadt kommt, die Hand auf die Schulter. „Du mußt es dir recht bequem machen", sagt er.

Dann sitzen sie in einem gemütlichen Zimmer mit alten, behaglichen Möbeln. Heinz Melten blickt seinem Bruder in das vertraute Gesicht mit den kleinen, grüngeräugigen Augen, die voll Ruhe sind und ohne Leidenschaft, mit den hellen, buschigen Brauen, und hat ein Gefühl, als ob er träumen würde. Ein großes Wäckerregal steht an der Wand, die alten Klafferbände stehen in Reih und Glied, ihr Golddruck leuchtet in sein Gesicht, alles ist noch da, die Zeit ist stehen geblieben.

Ein Mädchen kommt herein und deckt den Tisch, sie breitet ein großes Tuch aus mit blauen Stickeren. Dann bleibt sie noch eine Weile stehen, mustert den Gast mit einem frischen, herzhaften Blick und macht einen Knix wie die Mädchen vom Lande, wenn sie zum erstenmal in der Stadt sind.

Wunderbar ist dieses Leben, denkt Melten. Von Zeit zu Zeit huscht das Mädchen herein, ihre Schürze streift ihn, ihr Atem berührt ihn, es ist wie die lebende, atmende Heimat selbst. Er hält die Gabel stumm in der Hand und starrt in die Luft.

„Was hast du?" fragt ihn der Bruder. „Ich würde das gar nicht so aushalten", sagt er, um die Stille zu überbrücken. „Immer in derselben Stadt."

Etwas Fremdes ist plötzlich zwischen den Brüdern, eine dumpfe Gegnerschaft. Heinz Melten beneidet seinen Bruder Hermann und möchte zurück in die heimliche Stille, in das kleine Glück der Stube, aber er fühlt, daß es zu spät ist, er hat den Zusammenhang verloren mit den Dingen des irdischen, inneren Lebens, er geht schwanke zwischen zwei Welten, von denen ihn keine befreit. Der ältere Bruder fühlt, was den andern bewegt. Heinz Melten ist eingebrochen in seine Welt, die er sich redlich und mühsam erbaut hat. Wenn nur diese Unruhe nicht in ihm wäre, die seine Umgebung vergiftet. Die Brüder, die so ungleich sind, lieben sich, aber sie haben Angst voreinander.

Im Nebenzimmer wird es plötzlich lebendig. Ein Stuhl wird gerückt, eine Stimme flüstert. „Ich habe eine Liebesaffäre für dich", sagt der ältere Bruder. Da geht mit einmal die Tür auf, eine kleine, brünette Frau, einen Säugling im Arm, tritt lächelnd ins Zimmer.

„Meine Frau", sagt der Bruder. „Schön, daß Sie endlich mal gekommen sind", sagt die Frau, indem sie Melten die

Hand reicht. Melten weiß nicht, was er sagen soll. Sein Bruder hat ihm nie davon geschrieben, daß er geheiratet hat. Bählig überumpelt steht er in verbündelter Haltung im Zimmer.

„Das ist wirklich eine Liebesaffäre", sagt Melten. Er nimmt das Kind aus den Armen der Frau und hält es unbeholfen, als ob es aus Glas wäre. Er fühlt, daß er nicht mehr in diesen Kreis gehört, das süchtige Leben der großen Stadt hat ihn aufgezogen.

Mein Bruder, denkt er, hat Frau und Kind, er hat seine Wohnung, seine Bücher, seine schönen, stillen Spaziergänge. Ich laufe in der Welt herum, und mein Bruder, der Junggeselle, hat sich eine Frau genommen, ohne mir etwas davon zu schreiben, und aus dieser kleinen Frau ist eine junge Mutter geworden, und aus dieser kleinen Frau ist eine junge Mutter geworden mit einem sanften, innigen Lächeln, die ein kleines, neues Leben im Arm hält. Ich aber, denkt Heinz Melten, werde namenlos verlöschen wie eine Flamme, die keine Nahrung hat und sich selbst verbräutet, und niemand wird wissen, wer Heinz Melten gewesen ist, der an der Unkraft seines Lebens zugrunde ging.

Es ist spät geworden. Du wirst müde sein, Heinz, sagt der Bruder. Heinz Melten gibt der jungen Frau die Hand, eine ganz besondere Anerkennung liegt in diesem Händedruck, beinahe eine Entschuldigung. Dann läßt er sich von seinem Bruder das Zimmer zeigen. „Schlaf gut", sagt der Bruder. Er steht in der Tür und wartet. Beide möchten etwas sagen. Von einem zum andern schwingt eine dunkle Frage. „Gut Nacht", wiederholt der Bruder. „Gute Nacht", sagt Heinz. Seine Stimme ist rau. Hermann ist fort, die große Stille singt im Zimmer.

Lange sitzt Heinz Melten grübelnd auf dem Bettrand. Dann schreibt er einen Brief, legt ihn behutsam auf den kleinen Nachttisch, nimmt seine beiden Koffer und stellt sie ans Fensterbrett. Leise schwingt er sich zum Fenster hinaus, ergreift die Koffer und geht langsam die Straße hoch.

Eine Stunde später sitzt er im Zug. Er fährt zurück in die große Stadt.

Der Wald und die stillen Wege, die guten, kleinen Sorgen um das tägliche Brot, die gebenedeite Enge einer lieben Wohnung, das Lächeln einer glücklichen Mutter: für Melten ist diese Welt verfunken, als er ausjog, das Glück zu suchen, wo keines war...

## Kriminalroman / Humoreske von Andreas Poltzer

Diese Geschichte sollten nur Leute mit starken Nerven lesen. Ein Mann verließ an einem nebeligen Herbstabend ein kleines einsames Haus. Es befand sich in einem stillen Vorort, der zu dieser Zeit vollkommen ausgestorben dalag.

Der Mann, der jetzt die Straße betrat, war an einem 17. Oktober geboren und hatte eine rötliche Nase. Die beiden Tafeln sind von ungeheurer Wichtigkeit; gelang doch dank ihnen Unterinspektor Lawrence Kahruff von der 3. Polizeidivision die ebenso geniale wie verblüffende Lösung der überaus mysteriösen Geschichte.

Der Mann mit der rötlichen Nase — er hörte auf den nicht alltäglichen Namen Mandöver-Dührenhoff — fand einen Augenblick fröhlich da, dann entsenkte er sich zögernd in nordwestlicher Richtung. Seine schweren Schritte widerhallten gepenktlich; schattenlos und flackernd, wie durch einen dichten

Trauerfior, leuchtete das dünne Licht der nächsten Gaslaterne. Den Mann, der Mandöver-Dührenhoff hieß und kein Feigling war, beschlich ein peinlich beunruhigendes Gefühl; eine Vorahnung kommender Ereignisse, wie sie manchmal den Menschen in heillosen Momenten kurz vor Eintritt einer großen Gefahr befallt.

Einen Augenblick verirrte der Mann ein kaum zu bändigendes Verlangen, umzukehren und Hals über Kopf in das Haus zu flüchten, die Geborgenheit eines warmen, hell erleuchteten Zimmers mit dunkelgelben Tapeten und lauten, fröhlichen Männern um einen schweren Eschensisch.

Mandöver-Dührenhoff verzweifelte gewaltsam dieses todende Bild und schritt entschlossen weiter. Kaum hatte er jedoch die nächste Ecke passiert, standen plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zwei unheimliche Gestalten vor ihm. Trotz der spär-

## Kurz sind die Nächte im Juli

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Berehrte, gnädige Frau,

oben im Schwarzwald sitzen Sie jetzt längst, um zwischen grünen Bergen und stillen Wäldern die Akkumulatoren der Nerven wieder aufzuladen. Herrenhalb wird Ihnen gewiß noch ebenso gut gefallen wie damals vor zwei Jahren. Und wenn es dann doch einmal regnen sollte, dann haben Sie ja nicht weit bis nach Baden-Baden hinunter. Wissen Sie noch, wie wir damals Ende Oktober aus der sonnenüberglänzten Rheinebene kamen und plötzlich im Schwarzwald auf verschneiter Straße fest saßen? Eigentlich war daran freilich nicht der Schnee schuld, sondern das Verkümmnis, Kühlwasser nachzufüllen. Das war sehr spassig, als wir Schnee in den Kühler stopften, um weiter fahren zu können...

Aber wenn ich Kühlwasser sage, bekomme ich schon wieder Durst. Obwohl ich nicht etwa in der Sommerhize des Mittags schreibe — bewahre, da ist man ja jetzt zu gar keiner vernünftigen Arbeit fähig — sondern in der Nacht, wenn es einigermassen erträglich kühl wird. Eigentlich sollte man jetzt überhaupt die Weltgeschichte umkehren: Am Tage schlafen und in der Nacht arbeiten. Das wäre einmal der Arbeit sehr dienlich, die in der frischen Kühle der Nacht sicher vorangehen würde als in der Glutzone des Tages. Und zweitens würden dadurch alle Menschen zum Erlebnis der Sommernacht kommen. Und diese Julinächte sind wert, erlebt zu werden...

„Wenn die Götter lieben, der stirbt jung", sagten die alten Griechen. Auf ein kurzes Leben ist oft aller Zauber dieser Welt verschwenderisch ausgeschüttet, der anderen in

langen Jahrzehnten versagt bleibt. Und so hat es auch den Anschein, als ob die kürzesten Nächte des Jahres die reizvollsten wären. Kurz sind die Nächte im Juli, kaum 7 bis 8 Stunden dauern sie — aber welche Ammut und Schönheit bergen sie! Kunst und Dichtung sind nie müde geworden, den Zauber dieser Sommernächte zu preisen.

Schade, daß Sie jetzt nicht mit mir durch die neue Kunstausstellung in Dresden gehen können. Da würde ich Ihnen einige Bilder zeigen, die geradezu wunderbar den Zauber der Julinacht ausdrücken. Sie müssen sich diese Ausstellung unbedingt ansehen, wenn Sie wieder zurück sind. Nicht nur wegen der Kriegsbilder, die hier erstmalig für das ganze Reich zu einer großen Schau vereint sind. Sondern auch wegen der optischen Köstlichkeiten, die sie sonst bietet. Da hat Paul Riden eine Emphonie in blau gemalt: „Abend": Vor dem weiten Himmel, an dessen unterem Rande der letzte helle Schein zittert, und in dessen Höhe schon Mond und Sterne erstrahlen, sind ein paar Fichten ganz fein hingestrichelt: So überwirklich dünn und durchsichtig, wie sie eben in solcher Nacht erscheinen. Der ganze Zauber der Julinacht ruht auf diesem Bild. Aber ich will Ihnen nicht weiter beschreiben, was sich nicht durch die Feder eines anderen, sondern nur durch das eigene Auge offenbart. Richard Dehmelt, der noch vor zwei Jahrzehnten so modern war und heute schon so gut wie vergessen ist, hat den Zauber eines solchen Abends, der unmerklich in die helle Sommernacht hinüberleitet, einmal beschrieben:

„Wenn die Felder sich verdunkeln  
fühlt ich, wird mein Auge heller.  
Schon beginnt ein Stern zu funkeln  
und die Grillen wispern schneller.  
Jeder Laut wird bilderreicher,

das Gewohnte sonderbarer,  
überm Wald der Himmel bleicher,  
jeder Wispel hebt sich klarer.  
Und du spürst es nicht im Schreiten,  
wie das Licht verhundertfältig  
sich entringt den Dunkelheiten.  
Plötzlich steht du überwältigt."

Eigentlich brauchte ich Ihnen das ja nicht zu erzählen, denn ich weiß, wie Sie gewohnt sind, auf die Stimmen der Natur zu lauschen und ihrer geheimen Schönheit nachzuspüren. Gewiß haben sie schon in dieser ersten Urlaubswache eine klare Nacht benutzt, um die ganze Schönheit solcher Stunden wieder zu erleben und zu empfinden. Der „chernen Himmel" unserer Breiten, über den einst Goethe so klagte, verhüllt uns ja in vielen Nächten den Anblick des gekirnten Himmels und läßt uns diese erschütternd große Schau nicht mit der Klarheit empfinden, wie sie dem Südländer beschied ist. Aber in den Julinächten dürfen auch wir oft und oft ganz klar den Königsmantel aus blauem Samt sehen, auf den tausend Diamanten und Brillanten gestickt sind. Auch ein kleiner Rubin ist darunter, der Mars. Und eine ganz feine Seidenschärpe ist über die Mitte des Mantels gebreitet: die Milchstraße...

„In solcher Nacht..." Sie erinnern sich an die Szene aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig", wo die Liebenden den Zauber der Sommernacht bewundern und nicht müde werden, Beispiele dafür aufzuführen, daß die Liebe in diesen Sommerstunden allmächtig sei: „In solcher Nacht..." Aber mit dem gleichen Anfang könnte man auch von anderen großen Dingen sprechen: In solcher Nacht hat Immanuel Kant wohl jenen großen Gedanken empfunden, den er dann in das Wort goss, daß zwei Dinge ihn zu höchster Bewunderung zwängen: „Der gekirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir". In solcher Nacht hat der alternde Goethe, der nach dem Tode